

Kugeln für Südamerika

„Was hast du denn da, Billy?“, fragte Frau Georg erstaunt.

„Meine schönsten Glaskugeln!“

„Die kannst du aber nicht mit zur Sonntagsschule nehmen!“

„Doch“, beharrte der Kleine und hielt seinen Schatz fest.

„Du kannst unmöglich zuhören, wenn du die Kugeln bei dir hast! Komm, gib sie mir!“

Mutti begann sich aufzuregen, denn Billy umklammerte den Beutel mit aller Kraft und stieß hervor:

„Heute können wir zum letzten Mal etwas für unsern Missionar mitbringen. Jeder hat etwas gegeben. Und mein Liebstes sind diese Kugeln. Ich möchte sie dem Herrn Jesus schenken.“

„Ja, aber“, begann Frau Georg ein wenig verblüfft, „was soll der Missionar mit den Kugeln?“

Über Billys große blaue Augen zog es wie ein Schatten. „Aber ich will doch Jesus das schenken, was ich am liebsten habe!“ Da zögerte die Mutter. Durfte sie hier entscheiden? War es nicht Billys Sache?

Langsam zog sie ihre Hand zurück und nickte ihrem Sohn zu: „Du hast Recht. Nimm sie nur mit!“ Glücklicherweise rannte Billy zur Sonntagsschule.

Der Beutel mit den schönen bunten Kugeln fand einen Platz in der großen Kiste. Bald wurde sie auf das Schiff transportiert und trat den weiten Weg nach Südamerika an.

Gerade in jener Zeit hatte der Missionar viel Kummer. Die Indianer kamen aus Furcht vor dem

Häuptling nicht mehr zu den Gottesdiensten. Sollte alle Arbeit vergeblich sein?

Da traf eines Tages die Kiste ein. Die Jungen und Mädchen seiner Gemeinde hatten ihn nicht vergessen. Voll Freude packte der junge Missionar all die verschiedenen Gaben aus.

Was war das? Ein Beutel voll bunter Glaskugeln mit einem Zettel. „Billy will dem Herrn Jesus sein liebstes Spielzeug geben. Darum schickt er diese Glaskugeln.“ Nachdenklich schaute der Missionar auf den Zettel und die Kugeln.

Da schrak er zusammen. Faustschläge dröhnten gegen die Tür. Als er öffnete, trat ein finster aussehender Mann auf ihn zu.

„Ich bin gekommen“, begann der Häuptling, „um dich ein letztes Mal zu warnen: Zieh weiter! Du passt nicht hierher, und von deinem Gott wollen wir nichts wissen. Du musst sofort verschwinden!“

Da war es dem Missionar, als hörte er eine Stimme: ‘Zeig ihm Billys Kugeln!’ Er öffnete den Beutel



und sagte: „Da schau, was mir heute ein kleiner Junge aus England geschickt hat!“

Verwundert starrte der Häuptling auf die schillernden Kugeln, griff nach einer und ließ sie auf seiner Handfläche hin und her rollen. So etwas hatte er noch nie gesehen.

„Warte“, rief er plötzlich, „ich komme wieder!“

Wenige Minuten später kehrte er mit mehreren Männern zurück.

„Warum hat der Junge die Kugeln geschickt?“, fragte er.

„Er hat den Herrn Jesus so lieb, dass er ihm das Schönste, was er besaß, schenken wollte.“

Und der Missionar erzählte dem aufhorchenden Häuptling die ganze Geschichte von den Kindern daheim, die Jesus Christus zuliebe ihre Opfer nach Südamerika geschickt hatten.

„Sprich weiter“, forderte der Häuptling. Zum ersten Mal hörte er aufmerksam zu. Er kam oft wieder, und immer mehr Menschen folgten seinem Beispiel.

Der Missionar konnte bei dem Stamm bleiben.

Nur ein paar bunte Glaskugeln! Doch Gott hatte sie benutzt. Viele Indianer hörten nun von Jesus und begannen an ihm zu glauben.

Sie ist kein Huhn wert

„Und, Njota, ich sage dir, du bist das frechste Kind in ganz Afrika!“, schrie die Tante das kleine schwarze Mädchen an. „Saba hat mir erzählt, dass du den ganzen Tag nicht gearbeitet hast.“ – „Aber Tante, mein Bein tut so weh.“ – „Das interessiert mich nicht. Ich wollte, ich hätte dich niemals zu nehmen brauchen. Du bist gerade so ein Nichtsnutz wie dein Vater.“ Wieder versuchte das Kind zu sprechen. Aber die aufgeregte Tante stand vor ihm: „Nun geh, wir wollen dich hier nicht mehr haben. Du kannst sehen, wo du schläfst!“

Mit zurückgeworfenem Kopf humpelte das Mädchen langsam die Dorfstraße entlang. Mitten im heißen Afrika. Die Lippen fest zusammengepresst. Niemand sollte wissen, wie verzweifelt sie war. Nun würde sie wieder eine Nacht draußen schlafen müssen. Oh! Warum waren Vater und Mutter auch schon so früh gestorben! Sie musste schwer arbeiten und wurde dafür noch angeschrien und geschlagen. Trotzig warf sie die Lippen auf. „Ha, dann bin ich eben frech und ungezogen. Es ist ja eigentlich schöner, wenn man anders ist, aber bei der Tante hat das doch keinen Zweck.“ Mühsam hinkte sie vorwärts. Sie warf einen Blick auf die böse Entzündung und dachte: „Ja, die bösen Geister versuchen mit aller Macht aus mir herauszukommen.“

Wie alle anderen Menschen im Dorf lebte Njota in ständiger Furcht vor den bösen Geistern. Vor einer Woche war ihre Tante zum Zauberdoktor gegangen. Furchtsam hatte sie an seine Tür geklopft und gefragt: „Kannst du einmal mit mir in meine Hütte kommen? Njota hat so viele böse Geister. Ihr

Bein ist ganz dick. Die bösen Geister müssen heraus.“ – „Ja, aber das kostet ein Huhn“, brummte der Zauberer. Die Tante schüttelte energisch den Kopf. „So viel ist mir das Kind nicht wert. Dann lassen wir es.“ Doch der Zauberer sah sie böse an, so dass sie noch ängstlicher wurde und schließlich stammelte: „Ja, komm nur, ich werde dir das Huhn geben.“ Nun ging der Zauberdoktor mit ihr zu dem unruhig schlafenden Kind. Er murmelte seltsame Worte, beschrieb mit seinen Händen seltsame Kreise, und plötzlich machte er mit seinem Messer einen langen Schnitt in Njotas Bein. Mit einem Schrei fuhr das Kind hoch. Aber das schreckliche Gesicht des Zauberers und seine drohende Miene ließen sie sofort verstummen. „So, nun werden die bösen Geister aus deinem Bein herauskommen“, brummte er, nahm das Huhn und ging. Von dem Tage an war das Bein noch viel schlimmer geworden.

Mit diesen Gedanken hatte Njota das ganze Dorf durchquert. Bald würde es dunkel werden. Das Kind zitterte vor Angst. Sie schleppte sich bis zu einer kleinen Hütte. Dort wohnte ein junges Ehepaar mit seinem Kind. Die waren anders als die anderen. Sie hatten den Glauben an Jesus angenommen. Sie halfen ihr manchmal, gaben ihr etwas zu essen und ließen sie auf einer Matte vor der Tür schlafen. In der Hütte war kein Platz mehr, seit das Kind gekommen war.

Auch heute fand Njota Hilfe. Bald lag sie draußen unter dem funkelnden Sternenhimmel. Aber sie freute sich nicht über die Schönheit der Nacht. Voller Angst kauerte sie sich zusammen. Wie klopfte und schmerzte das Bein. Oh, jetzt konnten die bösen Geister mit ihr machen, was sie wollten. Njo-

ta wusste nichts vom Heiland. Sie war zwar einmal in die Stunde gegangen und hatte aufmerksam zugehört, aber dann sah sie die schöne Tasche der Missionarin und nahm sie mit. Nun konnte sie nicht mehr dahin gehen. Aber ihr Herz sehnte sich danach, mehr von diesem Gott zu hören. Oh – das Kind schrak zusammen. Was waren das für Schritte? Woher kamen die Geräusche? Sie kauerte sich noch enger zusammen. Das Bein klopfte und brannte. – Endlich fiel sie in einen unruhigen Schlaf.

Als am nächsten Morgen ihre Freunde zur Arbeit gehen wollten, lag das Kind immer noch da – bewusstlos. Die Entzündung war ins Blut gegangen, und Njota war sterbenskrank. Schnell liefen die beiden auf dem Wege zum Erdnussfeld an der Hütte der Tante vorbei: „Njota liegt mit hohem Fieber vor unserer Tür. Lasst sie holen.“ Sie eilten schnell weiter und waren bald hinter den dicken Sträuchern verschwunden.

„Was hatten sie gesagt: Njota bewusstlos? Ha, das ist die Gelegenheit!“, freute sich die böse Frau. Ein teuflischer Plan entstand. Sie weckte ihren Sohn: „Los, Saba, aufstehen!“ – „Warum denn schon so früh?“, murrte der. Die Mutter flüsterte drängend: „Njota ist sehr krank und ohne Bewusstsein. Sie liegt vor der Hütte am anderen Ende des Dorfes. Vielleicht stirbt sie bald. Du weißt, dass der Zauberer von unserem Nachbarn eine Ziege verlangt hat, als sein Sohn starb. Es ist gerade schlimm genug, dass wir vor einer Woche für Njota ein Huhn bezahlen mussten. Sie ist kein Huhn wert, geschweige denn eine Ziege. Geh du jetzt zu ihr und tu so, als ob du sie heimholen wolltest. Aber trage sie in Wirklichkeit an den Rand des Dschungels und lass

sie da liegen. Wenn wir später gefragt werden, dann sagen wir einfach, sie sei selbst dahin gegangen. Sie wusste nicht mehr, was sie tat." Der grausame Junge machte sich auf den Weg und handelte genau nach den Worten der Mutter.



Njota merkte nicht, wie sie getragen wurde. Sie wusste nichts davon, dass sie am Rand des Dschungels lag. Giftige Schlangen krochen herum. Wilde Tiere lauerten dort. Jeden Augenblick war sie in Todesgefahr. Kein Mensch sorgte sich um das Kind. Es war ausgestoßen, verachtet. Aber Gott sah das Mädchen. Früher als gewöhnlich kam der Missionar auf seinem täglichen Weg vorbei. Er sah plötzlich, wie ein Tiger sich duckte, um auf sein Opfer zu springen. Schnell riss er sein Gewehr an die Wange und schoss. Sekunden später war Njota gefunden. Arm, bewusstlos, allein. Der Missionar nahm sie auf und brachte sie in sein Krankenhaus.

Wochenlang war sie noch krank. Als Njota endlich aufstehen durfte, hatte sie sich sehr verändert. Während der langen Krankheit erzählten ihr die Missionare vom Herrn Jesus, der alle Menschen liebt. Weil Njota hungrig nach Liebe war, hörte sie gern zu. Bald öffnete sie dem Heiland ihr kleines Herz. Und der Herr Jesus verschmähte es nicht; er reinigte sie und wohnte in ihr. Wieder gingen Monate dahin. Alle gewannen sie lieb. Immer bemühte sie sich, zu helfen und zu gehorchen. Ihre dunklen Augen strahlten in einer großen Freude. Ganz selten sprach sie in ihrem alten, frechen Ton.

Als sie nach einem Jahr zum ersten Male wieder in ihr Dorf zurückkehren durfte, kannte kaum einer sie wieder. Sie ging von Hütte zu Hütte und erzählte allen, was der Herr Jesus an ihr getan hatte. Nach den Schulferien kehrte sie dann zur Missionschule zurück, um zu lernen, wie sie später, wenn sie groß war, dem Herrn Jesus dienen konnte.

Der „fa p'i dschi“

Glaubst du, dass es in dem Herzen eines chinesischen Menschen anders aussieht als bei uns? In manchen Dingen, die das normale Leben angehen, sicherlich; aber ich möchte dir heute etwas erzählen, bei dem du merkst: Genauso bin ich auch, ganz genauso.

Eine Missionarin, bei der ich während einer Kinderwoche wohnte, erzählte mir von einer Chinesin. Sie wohnte in einem Dorf nahe an der Grenze von Tibet. Immer wieder versuchten die Missionare dort vom Heiland zu sagen, aber die Menschen waren gleichgültig, manche sogar feindlich. Was mochte nur der Grund sein?

Es dauerte nicht lange, bis sie es herausfanden. In dem Dorf lebte eine Frau, die bekannte: „Ich gehöre Jesus.“ Aber sie hatte einen „fa p'i dschi“. Was ist das? Die Chinesen sagen, wenn einer sich schnell aufregt und jähzornig wird: Er hat eine geschwollene Milz, einen „fa p'i dschi“.

Diese Frau litt sehr darunter; sobald ihr etwas nicht passte, wurde sie so böse, dass sie alles zerbrach, was sie gerade fand. Wie oft lag das Geschirr zerbrochen am Boden! Dann musste sie gehen und etwas Neues kaufen. Doch es hielt nicht lange. Ihr Mann sagte dann: „Wenn das Christentum bedeutet, dass man sich so aufregt und alles zerbricht, dann will ich mit diesem Gott nichts zu tun haben.“

Eines Tages hörten die Nachbarn wieder, wie die Fensterscheiben klirrten, und sahen, wie Geschirr hinausflog. Stühle folgten. Sie lauschten dem Toben und zuckten die Achseln.

Eine lange Zeit ging es so. Wieder hatte die Frau

eines Tages das letzte Geschirr zerbrochen. Sie ging auf den Marktplatz, wo man alles kaufen konnte, was man im Hause braucht. Da sah sie eine Menge Leute. Neugierig stellte sie sich dazu. Ein Mann stand auf einer Kiste und zeigte gerade in die Richtung, in der sie stand: „Auch für dein Temperament, für deinen fa p'i dschi ist Jesus gestorben. Du musst es nicht mehr tun. Du bist tot mit Jesus. Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir brauchen sie nicht mehr zu tragen. Wenn wir Jesus hören, sind wir tot für unser altes Leben.“



Wie von einer Nadel gestochen, zuckte die Frau zusammen. So hatte sie noch nie gesehen, was Jesus Christus für sie getan hatte. Sie drehte auch auf der Stelle um, ohne ihr Geschirr zu kaufen, und ging nach Hause. Immer wieder sagte sie vor sich hin: „Ich muss nicht mehr. Ich bin tot.“

Mit neuer Freude öffnete sie die Wohnungstür. Da fuhr ein plötzlicher Windstoß durch das Zimmer, und die Lampe fiel zu Boden und zerbrach. Ihr Mann wartete auf den üblichen Ausbruch. Sie fühlte, wie es in ihrem Herzen hochkommen wollte. Da sagte sie plötzlich laut: „Ich muss nicht mehr. Jesus ist auch für mein Temperament gestorben. Ich bin tot mit ihm. Ich muss nicht mehr.“ Verwundert hörte der Mann diese Worte und sah zu seiner größten Überraschung, wie das Gesicht seiner Frau immer froher wurde. Schließlich ging sie auf ihn zu und rief: „Du! Ich muss nicht mehr. Ich bin tot. Jesus ist auch für meinen fa p'i dschi gestorben.“

In der folgenden Zeit zeigte es sich, wie das Leben jener Frau sich veränderte. Und ihr Mann war der Erste im Dorf, der zum Heiland kam. „Wenn das der Herr Jesus bei meiner Frau fertig bringt, dann will ich diesen Heiland, der eine solche Kraft gibt, auch haben.“

Jetzt wurde diese Frau in ihrem Dorf ein Wegweiser für den Herrn Jesus.